Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 2 Lemberg, am 24. Brachmond (Juni) 1928



Schwester Carmen

Roman von Elsbeth Borchart

1. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Ich erzählte Ihnen schon einmal, daß ich Bühnensängerin bin," begann die Kranke mit matter Stimme, und von einer Turnee aus Amerika heimkehrte."

„Ganz recht," fiel Carmen ein. „Und auf der Ueberfahrt erkrankten Sie, das heißt, Sie hielten sich noch aufrecht, bis Sie Berlin erreichten. Dann brachen Sie zusammen und wurden hier ins Krankenhaus gebracht."

„Wo ich nun über sechs Wochen schwer krank darniederliege", fuhr die Kranke fort, „und beinahe dem hitzigen Nervenfieber erlegen wäre. Ein Wunder wäre es nicht, nach dem, was ich durchgemacht habe. Die Krankheit war mir ein arger Strich durch meine Pläne — aber — vielleicht werde ich doch noch einmal blühend und gesund, wie einst. Darauf baue ich meine letzte Hoffnung auf. Doch hören Sie erst weiter: Meine Tournee durch Amerika, deren Hauptwirkungskreis die Metropolitan-Oper in Neuyork war, brachte mir alles, was ich in kühnen Träumen ersehnt hatte: Ruhm und Ehren in Fülle — sie glich einem Siegeszuge, der berauschend wirken mußte, aber —" sie holte einigemal tief und schwer Atem, „ich opferte viel darum — ich — verließ einst Mann und Kind."

„Wie das?" fragte Carmen, die nicht gleich verstand.

„Ich floh heimlich bei Nacht aus dem Hause," versetzte die Kranke mit heiserer Stimme. „Pflichtgefühl und Mutterliebe wurden erstickt in der Sehnsucht und dem Verlangen nach jenen Zielen, die mir so verlockend und bedeutungsvoll gedünkt, daß ich alles darum opferte. — — Sie sehen mich erschreckt an — Sie begreifen mich nicht —? Ja, ich lud eine schwere Schuld auf mein Gewissen, und habe sie schwer büßen müssen, Schwester. Vielleicht beurteilen Sie mich milder, wenn Sie wissen, was mich innerlich zu diesem Schritt trieb. Ich war mitten aus meiner Laufbahn, die mir schon die ersten Lorbeeren gebracht hatte, herausgerissen worden, als ich meinem Gatten, dem ich in jugendlicher Schwärmerei zugetan war, in die Ehe folgte. Ihm zuliebe entsagte ich allen stolzen Zukunftsplänen, und im Glücksrausch der ersten Jahre, die mir später noch mein herziges Töchterchen verschönte, fiel mir das Entsagen und Verzichten nicht allzuschwer. Allmählich jedoch begann ich zu spüren, was ich aufgegeben hatte. Mein Gatte war ein vielbeschäftigter Arzt und ein sehr ernster, strenger Mann, dem Beruf, Pflicht und Arbeit immer in erster Reihe standen. Für sein Weib hatte er nicht viel Zeit übrig, und diese karge Zeit wollte er ungeschmälert für sich. Vergebens bat ich ihn, mit mir einmal eine Oper oder ein Konzert zu besuchen. Er schlug es mir fast immer ab. Die Häuslichkeit, wo er sich von den Anstrengungen des Tages erholen wollte, ging ihm über alles. Ich aber sehnte mich nach Abwechslung und Zerstreuung und besuchte nun Theater und Gesellschaften ohne seine Begleitung. Anfangs ließ er mich gewähren, als es aber nach seiner Meinung zu oft vorkam, tadelte er meine Vergnügungssucht, warf mir Mangel an Ernst und Tiefe vor, und gab mir zu verstehen, daß er sich in mir getäuscht sähe. Er hätte geglaubt, eine Gehilfin und Kameradin, die für seinen Beruf Verständnis habe, in mir zu finden, ich aber suchte meine Befriedigung außerhalb seines Kreises und Hauses. Er bedachte nicht, aus welchen Kreisen er mich geholt hatte, und daß ich an andere Lebensanschauungen gewöhnt war, andere Interessen hatte, und vor allem, daß mir, dem jungen, lebensfrohen Weib, Lust und Zerstreuung Lebensbedürfnis und zweite Natur, Krankheit und Siechtum aber fremde Begriffe waren. Alles was Krankheit hieß, stieß mich direkt ab, und ich konnte es kaum ertragen, wenn mein Gatte mir von einzelnen Krankheitsfällen oder gar Operationen sprach. Ich erschien ihm darum oberflächlich und leichtfertig, er machte mir Vorwürfe, daß ich für seinen Beruf nicht das geringste Interesse hätte, und es kam zu immer häufigeren Szenen und Tränen. Als er mir gar einst die Mitwirkung an einem Wohltätigkeitsfest untersagte, glaubte ich, seine Tyrannei nicht länger ertragen zu können.

Ich sehnte mich innerlich zurück nach der Bühne, nach den Aufregungen des Künstlerlebens, nach Anerkennung, Beifall und Ruhm. Sie wissen nicht, was das Beifallsrauschen im Leben eines Künstlers bedeutet. Alle meine Gedanken richtete ich auf dieses Ziel, aber ich stieß auf den heftigsten Widerstand bei meinem Gatten. Meine Vorstellungen und Bitten, mein Versprechen, daß ich unter anderem Namen meine Künstlerlaufbahn wieder aufnehmen wollte, prallten an seinem starren, unbeugsamen Charakter ab. Unser Verhältnis zueinander gestaltete sich immer unerträglicher. Der Friede unserer Häuslichkeit, das stille Eheglück der ersten Tage, war längst dahin, und ich fühlte mich so unglücklich, daß ich glaubte, es nicht länger aushalten zu können. Was mich noch immer hielt, war mein Kind — aber auch die Mutterliebe hielt dem inneren Drängen nicht stand. Eines Tages verließ ich das Haus, verließ ich Mann und Kind, und ich habe mein Heim bis heute nicht wieder betreten. Ich hatte ja nicht beabsichtigt, für immer zu gehen, sondern ich wollte meinen Gatten durch diesen Trick gewissermaßen zum Nachgeben und zum Aufgeben seiner Vorurteile und strengen Grundsätze zwingen. Er aber verbot mir die Rückkehr, falls ich nicht reuig kommen und auf alle meine Pläne verzichten wollte. — O, Schwester Carmen, ich habe damals einen harten Kampf gekämpft, aber Trotz und Freiheitsdrang waren eben damals stärker als alles andere, auch glaubte ich, meinen Gatten mit der Zeit mürbe machen zu können. — Schon während ich noch daheim war, hatte ich die notwendigen Schritte zu einem Engagement getroffen und mich für die Metropolitan-Oper in Neuyork und eine Gastspielreise durch Amerika verpflichtet. So reiste ich kurzerhand nach Amerika. Hier flutete das Leben über mich hin. Das Publikum bereitete mir begeisterte Ovationen, und bald war ich der Stern der Oper. Von Erfolg zu Erfolg jagend, berauscht von meinen Triumphen, empfand ich zunächst keine Sehnsucht und keine Gewissensbisse. Daß einige Briefe von mir an meinen Gatten uneröffnet zurückkamen, machte mich vollends hart und trotzig — — —"

Frau Brinkmann holte einige Male tief Atem, ehe sie weiter sprach.

„Da trat ein Moment in mein Leben, das ich am liebsten für immer daraus löschen möchte. Schon in Berlin hatte ich bei Bekannten und Freunden, deren Gesellschaften ich ohne meinen Mann besuchte, einen flotten Offizier, einen jungen Grafen, kennengelernt. Es war ein Mann, wie er Frauen gefährlich werden muß, von faszinierendem Aeußern und interessantem Wesen, galant, liebenswürdig, vornehm. Er machte mir leidenschaftlich den Hof. An den strengen sittlichen Ernst meines Hauses gewöhnt, machte ich ihm keine Avancen. Das steigerte vielleicht seine Leidenschaft für mich. Es gibt Menschen, für die nur das Schwererreichbare Wert hat, und die darum mit fanatischem Eifer kämpfen, um den Sieg zu erringen. So nur kann ich es mir erklären, daß er auf das Gerücht, ich hätte meinen Gatten verlassen — es konnte ja nicht lange Geheimnis bleiben — mir nach Amerika nachreiste.

Hier begann er, mich von neuem zu umwerben, und ich konnte seiner Liebe, die ich im Herzen leidenschaftlich erwiderte, nicht lange einen Damm entgegensetzen. Ich geriet völlig in seinen Bann und wollte mich, um ihm ganz angehören zu können, von meinem Gatten scheiden lassen. Durch einen Rechtsanwalt, den ich damit beauftragte —

denn meine Briefe wurden von ihm nicht angenommen — ließ ich meinem Gatten den Vorschlag unterbreiten, und stellte ihm anheim, mein Verlassen als Scheidungsgrund anzugeben. Mit fieberhafter Spannung wartete ich das Resultat ab, und es war niederschmetternd genug: Mein Gatte ließ mir ein kurzes „Niemals!“ antworten. Ohne seinen Willen konnte ich die Scheidung nicht durchsetzen, denn ich hatte keinen Grund, den ich gegen ihn hätte vorbringen können. Ich war verzweifelt, aber Edgar tröstete mich. Er schien es leichter zu nehmen. Trotzdem wollte er nichts von Aufgeben wissen. Er wußte so geschickt meine Gewissensbisse und Zweifel zu übertäuben, mir die Liebe als etwas so Großes, Gewaltiges, das sich nicht an den Buchstaben des Gesetzes binden durfte, hinzustellen, daß ich endlich der Versuchung erlag, hoffte ich doch immer, die Scheidung später durchsetzen zu können —“

Wieder hielt die Kranke einige Sekunden erschöpft inne und strich mit der schmalen, abgemagerten Hand über Stirn und Augen, als überwältige sie die Erinnerung, dann fuhr sie fort:

„Es war eine berauschende Zeit des Glücks, die nun folgte. Wir lebten der Stunde, ohne an das Ende zu denken. Es kam nur zu schnell. Trotz meiner heißen Liebe und Selbstopferung vermochte ich den geliebten Mann nicht dauernd an mich zu fesseln. Mit Angst und Schrecken merkte ich, wie er allmählich meiner überdrüssig wurde und sich anderen Frauen zuwandte. In rasender Eifersucht bewachte ich seine Schritte, ich demütigte meinen Stolz und machte ihm Eifersuchtsszenen. Da verließ er mich eines Tages heimlich ohne Abschied, wie ich einst meinen Gatten verlassen hatte, und ließ mich in Nacht und Verzweiflung zurück. Was ich damals erlitten habe, davon lassen Sie mich schweigen. Vielleicht war es nur die Vergeltung für meine eigene Schuld, aber eine Schuld kann nicht schwerer gebüßt werden, als ich büßte. Ich war völlig gebrochen und unfähig, meinen Beruf auszuüben. Ich ließ mich krank melden, und es dauerte lange, ehe ich mich wieder entschließen konnte, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Meine Stimme schien mir den alten Glanz verloren zu haben, aber das Publikum, das mir zujubelte, täuschte mich darüber hinweg, und das gab mir den Halt wieder.

Der erste Schmerz um den Ungetreuen war verflogen und hatte sich in Haß verwandelt. Er, der meine Verhältnisse kannte, hatte sie schlau ausgenutzt, und als er meiner überdrüssig geworden war, ging er skrupellos davon. Auf mir aber lastete nun die doppelte Schuld, die mir für immer den Rückweg abschnitt. Sehnsucht nach meinem Kinde und bittere Reue verzehrten mich, bis ich es schließlich nicht mehr aushielt. Heimlich forschte ich nach Mann und Kind und erfuhr, daß sie ihren Wohnsitz in Berlin aufgegeben hatten und nach dem Auslande abgemeldet waren, unbekannt wohin.

Nun ließ es mir keine Ruhe mehr. Die zwei Jahre, die mich kontraktlich an die Oper banden, schlichen mir wie zehn Jahre dahin. Ein Kontraktbruch aber hätte mich meiner Mittel beraubt, und so legte ich mir auch diese Zeit noch als Buße auf. Endlich, endlich war es so weit, und nach fünfjähriger Abwesenheit kam ich zurück — wie, das wissen Sie, Schwester Carmen, eine Kranke, Elende, die das in ihr nagende Seelenleid übermannt hatte. Ich weiß, daß ich dem Tode nahe war, und wenn mich auch der Tod von allem Leid erlöst hätte, so bin ich doch froh, daß ich die Hoffnung haben kann, zu gesunden, um alles, was ich fehlte, wieder gut zu machen. Ich bin ja noch jung, kaum 33 Jahre alt, und kann noch viel sühnen. Sobald ich meine Kräfte wieder habe, will ich meine Nachforschungen nach Mann und Kind beginnen. Ich denke, daß es mir hier, von Berlin aus, wo sein letzter Wohnsitz war, am besten gelingen wird, sie aufzufinden. Und wenn ich sie gefunden habe, dann — will ich den schweren Gang nach Kanossa tun: Auf meinen Knien will ich meinen Gatten um Vergebung und Versöhnung anflehen. In treuer Pflichterfüllung will ich meine Schuld büßen, meinem Kinde eine gute Mutter werden. Gottlob, daß ich noch das Recht dazu habe und daß er mir die Scheidung damals verweigerte. So kann seine Liebe noch nicht ganz erloschen sein. Und ich will sie zurückgewinnen mit allen meinen Kräften. Gesund und blühend, wie er mich einst geliebt hat, will ich vor ihn treten, ohne Vorbereitung. Dann kann ich am besten ermessen, was ich noch zu hoffen habe. O, daß ich erst so weit wäre! — Und nun, Schwester Carmen, nun Sie meine Schuld, meine Reue und mein Lebensziel kennen, nun sagen Sie mir, ob Sie mich verurteilen und verachten, oder ob Sie mir noch Ihre warme Anteilnahme und ein kleines Plätzchen in Ihrem Herzen bewahrt haben.“

Tief ergriffen von Mitleid, beugte Carmen sich über die Kranke.

„Wie dürfte ich so vermessen sein und richten wollen?“ fragte sie. „Liebe Frau Brinkmann, wir alle können irren und straucheln, und wahrlich, Sie haben Ihre Schuld schwer genug gebüßt. Nun ist es genug der Buße, nun richten Sie sich auf und hoffen Sie wieder. Ihr Gatte wird Ihnen verzeihen, Sie werden Ihr Kind wieder erhalten und alles wird gut werden.“

„Wie Sie zu trösten verstehen! Es ist, als ob ein Engel mich von meiner Schuld freispräche. Ich fühle mich auch nach der Aussprache viel freier und hoffnungsvoller, nur — nur eins habe ich noch, was mich quält und zweifeln läßt: Meine Flucht aus seinem Hause, mein öffentliches Auftreten auf der Bühne, würde mir mein Gatte vielleicht trotz seiner strengen Grundsätze und seines unbeugsamen Charakters vergeben, meine — Untreue niemals. Schwester, Schwester — bin ich verpflichtet, ihm auch diese zu gestehen? Verschlösse ich selbst mir damit nicht das Tor zu seinem Herzen?“

Wieder tauchten die roten Flecke auf ihren Wangen auf, und die sonst hübschen Züge der Kranken sahen verfallen und elend aus.

Erschreckt und besorgt drückte Schwester Carmen sie sanft in die Kissen zurück.

„Machen Sie sich darum noch keine Sorge, Frau Brinkmann, und grübeln Sie nicht zu viel nach. Sie haben ohnehin heute zu viel gesprochen und Sie wissen, daß nur strengste Ruhe Ihre Genesung fördern kann. Wenn der Herr Professor Ihre Erregung merkt, wird er schelten. Legen Sie sich jetzt ruhig hin und versuchen Sie zu schlafen. Sie dürfen jetzt an weiter nichts denken, als daß Sie gesund werden wollen. Alles andere überlassen Sie der Zukunft.“

„Sie weichen mir aus, Schwester, und wollen mich ablenken,“ versetzte die Kranke. „Sie meinen es gut mit mir, und ich will auch gehorsam sein. Sie können mir ja auch nicht auf meine Frage antworten. Das ist etwas, was man allein ausfechten muß mit seinem Gewissen. Sie sehen so ernst und nachdenklich aus; meine Geschichte hat Sie trübe gestimmt. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie damit behelligte, und vergessen Sie alles, was ich Ihnen erzählt habe. Ich will Ihr liebes Gesicht wieder froh sehen.“

„Ich vergesse es nicht, Frau Brinkmann, Ihre Geschichte hat mich ergriffen, mehr als irgend eine andere, und ich möchte von Ihnen hören, sobald Sie am Ziel sind.“

„Darf ich Ihnen schreiben, wenn es so weit ist?“ fragte Frau Brinkmann wieder mit belebterem Gesichtsausdruck.

„Ja, bitte, schreiben Sie an Schwester Carmen Sigmar, an den Schwesternverband in der Kantstraße, dann erreicht mich Ihre Nachricht, wo auch immer ich mich befinden mag.“

„So bleiben Sie nicht hier im Krankenhause?“

„Nein, ich habe hier nur meine Lehrzeit durchgemacht. Zum ersten April läuft sie ab. Dann will ich mich um eine Privatpflegestelle bemühen oder in ein Sanatorium gehen. Sie hatten vorhin recht mit Ihrer Meinung, daß ich in die Krankenhausmauern nicht hineingehöre. Ich fühle es selbst, daß ich eine andere Luft brauche.“

„Ja, die brauchen Sie, Schwester Carmen,“ rief Frau Brinkmann, erfreut über die Absicht der Schwester. „Der Gedanke, daß Sie Ihren Frohsinn hier verlieren könnten, peinigte mich. Den lassen Sie sich nicht rauben, denn er ist ein köstliches Gut. — Klopfte es nicht?“ unterbrach sie sich. „Ah — der Herr Professor!“

Mit dem verbindlich wohlwollenden Lächeln, das er stets für seine Kranken hatte, trat der Leiter des Krankenhauses und dieser speziellen Abteilung ins Zimmer an das Bett von Frau Brinkmann.

Während er sie mit einem prüfenden Blick musterte und ihre Hand in die seine nahm, fragte er nach ihrem Befinden.

Sie antwortete, daß es ihr besser ginge.

„Aber Ihr Puls ist beschleunigt,“ wandte er ein.

„Haben Sie die Temperatur gemessen, Schwester Carmen — ist Fieber vorhanden?“

(Fortsetzung folgt.)

•Bunte Chronik•

Das ist Paris . . .

Das Haus der Provinzler.

Die Provinzler von Paris, man zählt deren mehrer Hunderttausend, bemerkt der „Excelsior", wollen sich ein eigenes Haus bauen. Sie wollen sich schon lange ein eigenes Haus bauen, aber nun haben sie ein Komitee gegründet, haben einen Vorsitzenden, das heißt einen Präsidenten gewählt, einen Ingenieur der Eisenbahngesellschaft Paris—Lyon; Mditerranee. Nun wird man über das Haus der Provinz beraten. Man wird Untergruppen bilden, nach den einzelnen französischen Departements. Die Untergruppen werden ihre Vorsitzenden wählen, die Vorsitzenden werden ein Komitee bilden und in einigen Jahren wird man vielleicht ein „Haus der Provinzler" in Paris haben. Hoffen wir, sagt der „Excelsior", daß die Provinzler von Paris ihr Haus bald haben werden. Wenn es nicht im „Excelsior" stünde, könnte man glauben, die Sache mit den Komitees und ihren Vorsitzenden sei eine Berliner Angelegenheit, aber es kann kein Berlin sein, denn in Berlin müßte man ein Haus für die Berliner, es soll deren einige Hunderttausend geben, und nicht für die Provinzler, bauen.

Wenn das noch in Paris . . .

Herr Carles Nocalus hat einen neuen Weltrekord im Tanzen aufgestellt. Er hat 200 Stunden, wie man sagt, getanzt. Bloß zu seinem Vergnügen, bloß zum Sport, bloß der Ehre wegen, sagt die Pariser Presse. Das wäre nicht weiter aufregend, wenn jemand acht Tage und acht Nächte getanz hätte, aber Charles Nicolaus hat diesen Tanzrekord in Marseille aufgestellt, und nun sagt die Pariser Presse: „Wenn sich das noch in Paris ereignet hätte." Tanzen, das ist die einzige Zerstreuung, wenn es regnet und deshalb hat man auch in diesem Sommer viel in Paris getanzt, aber 200 Stunden tanzen und außerhalb von Paris, das gehört in die Rubrik der den Parisern unverständlichen Ereignisse.

Der Rauch und die Wolkenkratzer.

Man hat nicht viel Sympathie für Wolkenkratzer in Paris. Der Eiffelturm genügt allen diesbezüglichen Ansprüchen. So lange nicht ein höherer gebaut ist, rührt sich der Pariser Ehrgeiz nicht. Aber nun ist's ganz bedenklich. Der Herr Professor Arsonval hat vor einigen Tagen der Akademie des Wissenschaften eine Denkschrift über den Rauch von Paris überreicht. Er hat auf dem Eiffeltum gemessen und am Fuß des Eiffelturmes, er hat die Luft über Paris und die Luft in Paris studiert und das Ergebenis: Die Menge von Kohlengas am Fuß des Eiffelturmes ist lgeich Null, und an der Spitze des Eiffelturmes erreicht sie ihr Maximum. Das dürfte der Todesstoß für die Wolkenkratzer sein, wenn nicht ein neuer Professor kommt, der der Akademie eine neue Denkschrift einreicht, in der er darauf hinweist, daß um den Fuß des Eiffelturmes einige hundert Meter im Umkreis nur Blumen blühen, die im allgemeinen keine Kohlengase produzieren.

Der Champignon als Regenschirm.

Zur Redaktion des „Excelsior" ist ein neuer Leser gekommen und hat einen Regenschirm — nein einen Champignon — vorgezeigt, dessen Schirm einen Meter Durchmesser hat. Einen Champignon also, den man als Regenschirm hätte benutzen können, teilt die Redaktion den Lesern mit. Ein Schirmmacher will den Champignon kaufen zum Beweise, daß seine Regenschirme noch kleiner und zierlicher sind als der Champignon.

Bis nach Paris.

Ein junger und reicher Engländer, so erzählen am Tage nach dem Boxkampf Tunney—Dempsey die Pariser Blätter, wohnte seit einigen Tagen in einem der ersten Hotel. Erregt durch die Berichte über den bevorstehenden Boxkampf, begab er sich in Hemdsärmeln auf die Straße und schrie: „Ich offeriere jedem eine Million, der mit mir boxen will." Aber es wollte niemand mit ihm boxen, und so schlug er dem nächsten einen Kinnhaken ins Gesicht, bis er in eine solenne Keilerei verwickelt war, aus der ihn ein Polizist erlöste und zum Polizeibüro transportierte. Einige zwar behaupten, es sei in Turin passiert und der Kerl sei verrückt gewesen, aber das sind nur solche, die keinen echten Pariser Nationalstolz besitzen.

Die Lachkur im Dorfe

Preßburg. Doktor Maria Baluch, die diese Lachkur erfand und in den kleinen, slowakischen Dörfern bei Hunderten von Patienten in Anwendung brachte, ging von einer prachtvollen Grundidee aus. Sie ließ sich das Honorar für die Behandlung im voraus bezahlen. Was durchaus nichts Verdächtiges ist, sondern mit zur Kur gehört. Mancher Kranke kann sich aus Furcht vor der Doktorrechnung nicht erheitern, mancher wagt nicht einmal, gesund zu werden. Wer aber schon gezahlt hat, kann ruhig lachen.

Maria Baluch hatte noch mehr solch hervorragende Ideen, unter anderem auch die, sehr schön zu sein, sehr schlank nud sehr elegant und auch selbst wunderschön zu lachen. Sie konnte aber auch ernst sein. Zu diesem Zweck trug sie dann eine große Brille mit Horneinfassung. So oft sie in einem dieser kleinen Dörfer eintraf, galt ihr erster Besuch dem Starosten.

„Ich komme geraden Weges aus Berlin," sagte sie, indem sie ihre seidenbestrumpfte Beine übereinanderschlug, „und bringe eine Botschaft der deutschen Reichsregierung. Diese Regierung hat mich damit betraut, meine Heilmethode auch in der Slowakei zu verbreiten. Ich bitte also, Herr Richter, lassen Sie im Dorf austrommeln, wer an Gicht, Rheumatismus leidet, und wer magenkrank ist, möge sich unverzüglich bei mir melden."

Der Dorfschulze fühlte sich durch den Besuch hochgeehrt und auch dadurch, daß selbst die Berliner Regierung an ihn gedacht habe. Und er beeilte sich, die Botschaft austrommeln zu lassen. Die Starosten der Dörfer im Kreise Malacka, im Zupanat Neutra, waren noch diensteifriger. Sie ordneten einfach an, daß jeder ganz gesunde Kranke, ebenso wie der, der nur auf Krücken gehen konnte, verpflichtet sei, zur Behandlung zu erscheinen.

Behördliche Reklame ist jedoch noch nicht alles. Es ging aber die Kunde, Fräulein Doktor habe eine lustige Maschine, die heile, indem sie die Menschen zum Lachen bringe. Selbst der säuerlichste Magenkranke beginne schon im ersten Augenblick der Kur zu lachen. Und wer lacht, beginnt zu gesunden.

Das Volk drängte sich zu dieser Lachkur. Gichtkranke, Rheumatiker, Magenkranke, wer an Arterienverkalkung litt, alle wollten lachen und lachend die Gesundheit gewinnen. Das Lachen nahm seinen Ausgangspunkt in der Hand des Patienten und endete im Fäustchen des Fräulein Doktor. Fräulein Doktor drückte dem Kranken den Metallgriff einer Elektrisiermaschine in die Hand und sowie der Strom dort zu kribbeln begann, begann auch der Patient zu lachen. Und wenn aus diesem Lachen dann ein Lachkrampf geworden war, war die Kur auch schon zu Ende.

„Sie können sich „geheilt" entfernen", sagte Maria Baluch und setzte schon den neuen Patienten vor die Schnellkuriermaschine. Nach fünf bis zehn Minuten wurde dann auch dieser als geheilt entlassen. Und lachend. So heilte Doktor Maria Baluch eine ganze Menge Dörfer in der Slowakei und brachte sie zum Lachen. Und selbst jetzt, da die Preßburger Staatsanwaltschaft Maria Baluch als falschen Doktor und Hochstaplerin verhaften ließ, lachen die Dörfer in der Slowakei immer noch. Jetzt allerdings nur die anderen, die Maria Baluch nicht zum Lachen gebracht hatte.

Zarte Fußgelenke um jeden Preis

Die Amerikanerinnen wissen, daß es, um jugendlich auszusehen, nicht genügt, ein glattes Gesicht und eine schmale Figur zu haben. Einige Aufmerksamkeit muß auch den Knöcheln zugewendet werden, die durch die modernen kurzen Röcke so erbarmungslos der Kritik ausgesetzt sind.

Und das Fußgelenk ist ein Problem, denn eine dicke Fessel in einem fleischfarbenen Strumpf vernichtet den mühevoll durch Diät und Turnen erreichten Eindruck der Schlankheit.

So erfährt denn der Neuyorker Knöchel besondere Aufmerksamkeit. Es gibt Gelenkverschönerungssalben. Es gibt eine Art Gelenkmieder. Es gibt Fußgelenkübungen und es gibt Masseusen, die sich darauf verlegen, der dicken Fessel elfenhafte Zartheit zu verleihen. Das kostet Zeit und Geduld, aber es kann Erfolg haben und sicherlich sieht man in Neuyork mehr feine Fesseln als anderswo. Dies ist aber zum Teil auch auf die Sorgfalt zurückzuführen, mit der eine zielbewußte Neuyorkerin ihre Strümpfe auswählt. Sie sucht sich keine leuchtenden Schattierungen aus, kein fleischfarben, das zu rosa, kein beige, das zu gelb ist. Sie weiß, daß die blasseren Hautfarben das Bein besser kleiden und daß licht- und dunkelgrau sogar noch vorteilhafter sind.

Amerikanische Strümpfe haben eine sehr sorgfältig gewebte Kurve, so daß sie am Gelenk eng anliegen. Ein gerader Strumpf zerstört die Kontur fast jedes Knöchels. Eine Frau oder ein Mädchen in Neuyork Seidenstrümpfe kaufen sehen, ist eine Lektion in Schönheitspflege. Nicht nur die Farbe, sondern auch die Form muß die richtige sein. Sehr oft kauft sie erst, bis sie das Paar, das sie will, probiert hat.

Aber da ein Strumpf schließlich ein derbes Gelenk nicht in ein zartes verwandeln kann, so muß auch Frau oder Fräulein Neuyork zu einer der erstgenannten Methoden greifen, wenn sie ein Dickerwerden ihrer Knöchel bemerkt.

Hat sie eine Zofe, dann werden ihre Gelenke täglich behandelt. Nach einem Bad in möglichst heißem Salzwasser werden die Fesseln elektrisch massiert. Nach der Massage wird der kleine Gummipresser über den Knöchel gezogen, und zwar kauft die Neuyorkerin nicht irgend ein „Gelenkmieder", sondern sie läßt es sich beim Schönheitsspezialisten nach Maß anfertigen. Das trägt sie dann einige Stunden täglich unter dem Strumpf. Da diese Presser fast unsichtbar sind, so ist das leicht möglich. Nach Entfernung des Gummis müssen die Fesseln wieder gebadet und massiert werden.

Sachverständige lehren auch einige Gelenkübungen. Sich erheben auf die Fußspitzen ist vorzüglich gegen schwammige, dicke Knöchel und empfehlenswert ist auch ein Drehen des Fußes im Gelenk mit der Hand.

Kinder-Lesehallen

Die Lesehallen sind Organe der freien Volksbildung, wie die Schulen Organe der gebundenen Volksbildung. Frei und gebundene Volksbildung sind polare Gegensätze. Das eine hebt das andere nicht auf, sondern je intensiver wir den schulischen Bildungserwerb gestalten, desto stärker wird auch der Trieb nach freiem Bildungserwerb entfacht werden. Beides wächst zusammen und beides gehört auch zusammen. Darum sind Kinderlesehallen die notwendige Ergänzung der Schule. Jede Schule setzt als Gegenstück ganz von selbst mit organischer Notwendigkeit eine Kinderlesehalle. Die Kinderlesehalle gehört als ein organischer Teil zur Schule.

Schon der Schulanfänger, der noch gar nichts gelernt hat, läßt sich gerne Geschichten erzählen. Er weiß, nicht bloß der Lehrer und die Mutter können das, auch das Bilderbuch. So kommt er zur Lesehalle, um sich vom Bilderbuch etwas erzählen zu lassen. Hat er Lesen gelernt, kommt er zum Buche, um mit seiner Fertigkeit Entdeckungen zu machen. Seine Zeichenkunst übt er im Abzeichnen. Aeltere Kinder wollen sich in ihrem besonderen Interessengebiet umtun. Jedes Kind kommt mit einem individuellen Motiv zur Lesehalle. Dieses individuelle Interesse zu befriedigen, ist der Sinn der Lesehalle. Hier hört aller Zwang auf. Der Besuch ist frei. Die Zeit des Kommens und Gehens ist in jedes Belieben gestellt. Jeder Besucher wählt sich selbst sein Buch. Der Leiter hat weiter nichts zu tun, als es bereit zu stellen. Es darf uns auch nicht einfallen, für die Lesehalle ein Ziel aufzustellen. Jedes Kind treibt in ihr seinem eigenen und unbekannten Ziele zu.

Nach einer jahrzehntelangen Beobachtung hat sich gezeigt, daß die meisten Kinder Bilderbücher verlangen. Die Besucherzahl der Bilderbücherhalle ist sechsmal so groß als die der Lesebücherhalle. Eine Lesehalle kann deshalb nur mit einer großen Zahl von Bilderbüchern eröffnet werden. Für die Auswahl der Lesebücher sind die typischen Neigungen der Altersklassen zu berücksichtigen. Märchen, Abenteuer- und Heldengeschichten haben den größten Raum einzunehmen. Die Besucher, die Bilderbücher ansehen wollen, sind zu trennen von denen, die lesen wollen. Dort gibt es Unterhaltung, laute Heiterkeit, hier Ruhe und Sammlung. Ebenso sind Knaben und Mädchen zu trennen. Beide bilden lesetechnisch ein ganz verschiedenes Publikum.

Eine Kinderlesehalle sollte also mindestens drei Räume umfassen, wozu ein Vorraum für die Kleiderablage mit Waschgelegenheit kommt. Die Zimmer sind so auszustatten, daß sie schon in ihrer Raumwirkung zu einer feierlichen Stimmung und inneren Sammlung einladen. Für Bücheranschaffungen müssen bei der Einrichtung der Halle größere Geldmittel (5 bis 600 Mark), zu laufenden Unterhaltung jährlich 1 bis 200 Mark bereitgestellt werden.

Es ist wünschenswert, daß sich jede Schule eine Lesehalle angliedert und sie als notwendigen organischen Bestandteil betrachtet. Das ist z. B. in Leipzig durchgeführt. Trotzdem soll man sie nicht nur als eine Ausweitung der Schule, sondern auch als einen Ersatz für die vielen Großstadtkindern fehlende Mutterstube ansehen. Die literarische Erziehung durch die Mutter, die Kinderreim und -lied, Märchen, Sagen und Geschichten an das junge Geschlecht weitergibt, kann nur in einer freien Bildungseinrichtung wie der Lesehalle halbwegs nachgebildet werden. Nicht zuletzt denke man an den oft gepredigten Kampf gegen den Schmutz und Schund. Den Besucher der Lesehalle zieht nichts zur Schundliteratur hin.

Die Erbschaft des Kapitäns

Genf. Von den Seeleuten kann bekanntlich im allgemeinen nicht behauptet werden, daß sie Muster treuer und standhafter Liebe seien. Gewöhnlich dauern ihre Herzensneigungen nicht länger, als der Aufenthalt ihres Schiffes im Hafen. Eine leuchtende Ausnahme bildet ein ehemaliger Kapitän der englischen Handelsmarine, dessen Hinterlassenschaft drei Jahre lang das waadtländische Städtchen Moudon und besonders die Verwandtschaft eines jungen Mädchens in Atem hielt. Dieser Kapitän hatte ein halbes Leben in Australien zugebracht und sich ein beträchtliches Vermögen erworben. Mit siebzig Jahren entsann er sich seiner Jugendliebe im schönen Waadtland, die Erinnerung ward stärker und stärker, und er beschloß, eine sentimentale Wallfahrt in die Schweiz zu unternehmen und die Geliebte aufzusuchen. Vorher machte er sein Testament, worin er seine Geschwister in Australien als alleinige Erben einsetzte. Dann begab er sich auf die Reise und kam auf der Suche nach der Jugendgeliebten nach Moudon. Aber, ach, sie war längst gestorben. Ein Töchterchen hatte sie hinterlassen, und die ganze Liebe des alten Kapitäns wandte sich der 16jährigen Madeleine zu. Nach kurzem Aufenthalt erkrankte er, ließ einen Notar rufen, enterbte seine Geschwister und setzte Madeleine in einem neuen Testament zur alleinigen Erbin ein. Am 6. Januar 1925 starb er. Nun folgte das Selbstverständliche: der Kampf um die Erbschaft. Er endigte zugunsten des jungen Mädchens, und nach dreieinhalb Jahren ist es im unbestrittenen Besitz des Liebespfandes des alten Seemannes, das immerhin noch 300 000 Francs beträgt. Wie man sieht, gilt in puncto Liebe auch für den Seemann der alte weise Spruch: es gibt solche und solche.

Das praktische Patentbett

San Francisco. Der Friedensrichter in Los Angelos mußte sich vor kurzem mit einer sonderbaren Prozeßangelegenheit befassen. Das Ehepaar Carter hatte sich für das Wochenendhaus ein zusammenlegbares Bett angeschafft. Eines Nachts versagte der Mechanismus, das Bett schloß sich ganz unerwartet und die Eheleute mußten einige Stunden zusammengeklemmt in unfreiwilliger Gefangenschaft in höchst unbequemer und schmerzhafter Lage verharren. Unter den größten Anstrengungen und mit zahlreichen Hautabschürfungen bedeckt, konnten sie sich mit Hilfe der herbeigerufenen Nachbarn aus dem „Patentbett" herauswinden. Das Paar erhob Schadenersatzklage und forderte vom „Erfinder" dieses interessanten Möbelstückes Entschädigung wegen gestörter Nachtruhe sowie ein Schmerzensgeld für die erlittenen Verletzungen. Ferner eine Summe als Trost für das peinliche Aufsehen, das der Vorfall in der ganzen Gegend hervorgerufen hatte, und für das Gerede, das entstanden war. Schließlich war es nicht angenehm, daß die Nachbarn es in solcher Situation gesehen hatten. Mrs. Carter schätzte ihre moralischen Imponderabilien auf 40 000 Dollar, der etwas bescheidenere Gatte gab sich mit 5000 Dollar zufrieden. Der Richter ordnete eine genaue Untersuchung des „Patentbettes" durch Sachverständige an. Der geniale Erfinder hatte es gleichzeitig als Tisch, Schrank, Büfett, und sogar als Billard konstruiert, daneben freilich auch als Menschenfalle.

Die Klinik in der Luft

Professor Oppell, Direktor des Metschnikoff-Hospitals in Leningrad, hat, wie er jetzt bekanntgibt, einen Plan zur Errichtung der wohl ersten „Luftklinik" in der Welt entworfen. Diese Klinik soll aus einer großen Plattform bestehen, die, von vier Riesen-Luftballonen getragen, in der Luft hängt und durch einen mächtigen Anker am Erdboden befestigt ist, um nicht in den Luftraum hinweggetrieben zu werden. Diese Plattform, die durch Glaswände gegen die Winde geschützt werden soll, wird in einer für Tuberkulosekranke geeigneten Höhe angebracht werden. — Wie Professor Oppell betont, findet sich die reine Luft, die Tuberkulöse in Gebirgsorten einatmen, ebenso in Leningrad und jeder anderen Stadt in entsprechender Höhe vor. Es handelt sich nur darum, die Patienten in die erforderliche Höhe zu bringen. Eine Luftklinik, wie er sie plant, wird nach der Ansicht des russischen Mediziners billiger und zweckmäßiger als bisher von den Aerzten angeordnet werden, sein.